



Der Tote im Kompost

Mord im Buschwindröschen

Der erste Fall für Maya und Oma Lore

von Corrie Meissner

Kapitel 1

Der Donner rollte über das Buschwindröschen wie eine dunkle Welle. Ich schrieb schneller. Meine Finger jagten in demselben Rhythmus über die Tastatur, in dem der Regen draußen gegen die Scheiben der Gartenlaube prasselte. Auf dem Bildschirm vor mir tanzten Schatten, kämpften mit der Gefahr und ihrem Verlangen – genau die Art von Szene, die meine Leserinnen von *M. J. Nightshade* erwarteten.

In der Laube roch es nach Holz und Erde, nach meinen Rosmarinstecklingen auf der Fensterbank und dem Kaffee in meiner Lieblingstasse. Der muskulöse Oberkörper des Fantasy-Kriegers darauf grinste mich an und ließ eine wohlige Wärme durch meinen Körper wandern. Das einzige Licht kam von meinem Laptop und der kleinen Schreibtischlampe, die einen goldenen Kreis auf das Notizbuch neben mir warf. Draußen zerriss ein Blitz die Dunkelheit und für einen Moment sah ich die Silhouette meiner Tomatenpflanzen, die sich im Wind bogen wie betende Gestalten.

Kaels Finger glitten über die Kurve ihrer Hüfte. Sie spürte, wie sich ihre Haut unter seiner Berührung in etwas anderes verwandelte: nicht Fleisch, sondern Schatten, pulsierende Dunkelheit, die nach ihm griff.

»Du weißt, was ich bin«, flüsterte sie. Ihre Stimme klang heiser, fast gebrochen. »Du weißt, dass ich dich zerstören könnte.«

»Ich weiß.« Seine Lippen fanden die Stelle an ihrem Hals, wo ihr Puls schlug – oder was auch immer in Wesen wie ihr pulsierte. »Ich will es trotzdem.«

Die Grenze zwischen ihnen verschwamm. Dämonenwärme traf auf menschliche Hitze. Etwas in ihr, das seit Jahrhunderten geschlafen hatte, erwachte hungrig. Sie zog ihn näher, ihre Nägel gruben sich in seine Schultern. Er keuchte. Ob vor Schmerz oder Lust, konnte sie nicht mehr unterscheiden.

Draußen donnerte es wieder. Diesmal klang es deutlich näher. Das ganze Gartenhäuschen schien zu vibrieren. Ich lehnte mich zurück, spürte die Anspannung in meinem Nacken und rieb mir die Augen. Die Szene war gut. Dunkel genug, gewagt genug. Meine Lektorin würde die Augenbraue hochziehen. Das tat sie immer, bevor sie schrieb, dass es genau das war, was die Leserinnen wollten.

Mein Pseudonym fühlte sich manchmal echter an als mein richtiger Name Maya Lindner. Als *M. J. Nightshade* lebte ich in einer Welt aus Schatten und Verlangen, aus Magie und Gewalt, und niemand hier im Buschwindröschen ahnte, was ich nachts in dieser Laube trieb.

Im Kleingartenverein dachte man, ich verdiene mein Geld mit Liebesromanen à la Rosamunde Pilcher. Das hatte ich auch, allerdings ziemlich erfolglos. Erst mit Band eins von *Sin & Shadows* war mir der Durchbruch gelungen.

Meine Oma Lore dachte, ich schreibe nach dem Romance-Desaster – sie hatte schon immer gesagt, es sei ihr schleierhaft, wie man so etwas lesen könnte – harmlose Fantasy-Geschichten für Jugendliche. Elfenprinzessinnen, Einhörner, solche Dinge. Für Oma Lore gab es nur eine interessante Lektüre, die eine Daseinsberechtigung hatte: Krimis.

Die Vorstellung, dass sie eine meiner *Sin & Shadows*-Szenen lesen könnte, jagte mir einen Schauer über den Rücken. Es wäre, als würde sie in ein Zimmer platzen, das nie für sie gedacht war.

Ich streckte die Arme über den Kopf. Die Wirbelsäule knackte leise.

Mein Blick wanderte durch das Häuschen und blieb an dem hängen, was Oma Lore wahrscheinlich als Erstes auffallen würde, wenn sie in diesem Moment hier wäre: das Buch über mittelalterliche Dämonologie auf dem Boden. Daneben Ausdrucke über urbane Mythen, ein zerlesener Stadtplan von Prag. Und die Concept Arts an der Wand. Genug Fantasy, um mir zu gefallen, aber zu wenig nackte Haut, um Oma Lore auf falsche Ideen zu bringen. Ich hatte das sorgfältig kalibriert.

Offiziell wohnte ich immer noch bei ihr. Mein Zimmer war seit meiner Kindheit unverändert, meine Post kam dort an, und wenn jemand fragte, log ich mühelos. Aber die Wahrheit war, dass ich seit fast einem Jahr hier in der Laube lebte, am Rande des Buschwindröschens, umgeben von Gemüse, meinen bunten Blumenbeeten und dem ständigen Klatsch der anderen Vereinsmitglieder.

Es war illegal, natürlich. Paragraf soundso der Vereinsordnung. Und irgendeine rechtliche Vorschrift gab es auch noch. Günther hätte mich ohne zu zögern rausgeschmissen, wenn er es wüsste. Aber Günther ahnte es – hoffentlich – nicht, und solange ich vorsichtig war, solange ich morgens früh genug das Licht ausschaltete und die Verdunklungsvorhänge immer richtig zuzog, würde er es auch nicht erfahren.

Der Gedanke an ihn war wie ein paar kalte Regentropfen im Nacken. Unangenehm, aber klein genug, um sie zu ignorieren.

Ich gähnte und merkte, wie die kreative Energie nachließ, die mich die letzten Stunden getragen hatte. Meine Augen brannten. Die Worte auf dem Bildschirm verschwammen. Draußen hatte der Regen nachgelassen und war nur noch ein sanftes Trommeln statt des früheren Prasseln.

Auf dem Schreibtisch lagen verstreut die Gegenstände meines Alltags. Das Notizbuch mit den Plotskizzen, ein Bleistift, den ich beim Nachdenken immer wieder zwischen den Fingern drehte, und ein USB-Stick. Mein Backup, für alle Fälle.

Dahinter, fast verdeckt von einem Stapel Gartenmagazine, stand eine kleine Flasche. Gleitgel. Rosa-glitzernd, mit einem kitschigen Herz-Design, das aussah, als hätte es sich verirrt. Mein Verlag hatte zwanzig davon geschickt. Merchandise für die neuen *Sin & Shadows*-Boxen. Ich hatte sie in die hinterste Ecke verbannt und hoffte, dass sie sich von selbst erledigten.

Ich klickte auf Speichern und sah zu, wie das Dokument sicher auf meiner Festplatte landete. Dann noch einmal Speichern, diesmal auf dem USB-Stick. Paranoia gehörte zum Leben einer Autorin dazu.

Meine Hände räumten halbherzig auf. Das Notizbuch auf einen Stapel, die Tasse in die Spüle, den Laptop zu. Die Müdigkeit saß mir in den Knochen wie etwas Schweres und Warmes.

Ich tauschte meine Shorts gegen eine weiche Schlafhose und ließ mich auf die Couch fallen. Das Kissen roch nach Lavendel, eine alte Angewohnheit von Oma Lore, die ich übernommen hatte. Draußen grollte leise der Donner, weiter weg, als würde das Gewitter sich verabschieden.

Ich zog die Decke fest um mich und schloss die Augen. Morgen würde ich die Szene noch einmal lesen, überarbeiten und vielleicht noch die eine oder andere Kleinigkeit hinzufügen. Und ich würde durch die Anlage spazieren, lächelnd grüßen, vielleicht Oma Lore besuchen und ihr von meiner Szene erzählen – natürlich in der entschärften, Oma-tauglichen Version.

Aber jetzt, in dieser Gewitternacht, war ich nur ich. Maya Lindner alias *M. J. Nightshade*. Autorin und Gärtnerin. Lügnerin und Träumerin.

Dann nahm mich der Schlaf sanft an die Hand und zog mich in seine Arme.

Ich wachte auf mit dem Gefühl, als hätte jemand meine Gedanken durch einen Mixer gejagt. Das Gewitter war vorüber, aber mein Kopf fühlte sich an wie Watte, meine Augen brannten von zu wenig Schlaf und zu vielen Stunden vor dem Bildschirm. Licht sickerte durch einen Spalt, wo ich die

Verdunklungsvorhänge zu nachlässig geschlossen hatte. Früher Morgen, vielleicht fünf Uhr.

Ich setzte mich auf, rieb mir das Gesicht und versuchte, mich aus der Welt von Schatten und Dämonen zurück in die Realität zu ziehen. Kael und seine unmögliche Romanze mussten warten. Jetzt war ich wieder Maya, die Hobbygärtnerin, die brave Enkelin, die Frau, die offiziell gar nicht in ihrer Gartenlaube wohnte und ihre Brötchen mit harmlosen Romanen verdiente.

Ich schnüffelte. Es roch unangenehm. Der Biomüll. Verdammt. Ich hatte gestern vergessen, ihn wegzubringen, und der kleine Eimer unter der Spüle war voll. Kaffeesatz, Apfelschalen, ein paar welke Salatblätter. Nichts Dramatisches, aber es musste zum Gemeinschaftskompost, bevor es anfang, ein Eigenleben zu entwickeln.

Ich zog meine Shorts an, schlüpfte in die Gartenclogs und schnappte mir den Eimer. Die Luft draußen war feucht und warm, fast schwül. Tau glitzerte auf den Pflanzen zwischen den Parzellen. Der Boden war aufgeweicht vom nächtlichen Regen. Meine Schuhe hinterließen dunkle Abdrücke auf dem Kiesweg.

Ich genoss die milde Morgenluft auf meiner Haut. Der Frühsommer, wenn alles blühte und ich mein ganz besonderes Blumenbeet pflegen konnte.

Noch war es still im Buschwindröschen. Niemand war unterwegs, keine Stimmen, kein Radio aus einer der anderen Lauben. Nur das leise Tropfen von Wasser, das von den Blättern fiel, und irgendwo in der Ferne das Zwitschern eines Vogels.

Ich ging langsam, den Eimer in der Hand, und meine Gedanken drifteten zurück zu meiner Szene. Hatte ich die Spannung richtig aufgebaut? War der Übergang zwischen Dialog und Handlung flüssig genug? Vielleicht sollte ich noch eine Zeile hinzufügen, etwas, das Kael's inneren Konflikt stärker zeigte.

Ein nasser Zweig streifte mein Gesicht und ich blinzelte, plötzlich wieder in der Gegenwart. Die Welt um mich herum war real, greifbar. Rosenstöcke mit schweren, tropfenden Blüten. Ein umgekippter Blumentopf auf der Parzelle von Herrn Schäfer. Der Geruch von frisch gemähtem Gras, nasser Erde und dem süßen Duft von Rosen, der in der feuchten Morgenluft hing. Aber da war noch etwas anderes: ein leichter Geruch nach Verbranntem, als hätte jemand in der Nacht gegrillt. Ich sah mich um, konnte nirgends ein Feuer entdecken. Vielleicht waren es nur die Überreste eines ausgedehnten Grillabends. Günther würde ausrasten, wenn er das mitbekäme.

Der Gemeinschaftskompost lag am Rand der Anlage, ein Geviert aus grob gezimmerten Holzboxen. Ich hatte ihn schon hundertmal besucht, eine dieser banalen Routinen, die zum Gärtnerleben dazugehörten.

Ich stellte den Eimer ab.

Etwas war falsch.

Die Erkenntnis kam nicht sofort, eher wie ein leises Störgeräusch am Rand meiner Wahrnehmung. Der Kompost sah anders aus. Nicht nur Ratsenschnitt und Küchenabfälle, sondern ...

Etwas ragte heraus. Etwas Blasses.

Ich starrte darauf. Mein Gehirn arbeitete langsam. Zu langsam.

Eine Hand.

Finger, leicht gekrümmt. Eine Handfläche, die nach oben zeigte, als würde sie um etwas bitten. Keine Bewegung. Keine Wärme. Definitiv etwas, das nicht hierher gehörte.

Ich stand da und versuchte, zu begreifen, was ich sah. Es fühlte sich unwirklich an, wie etwas aus einem Traum – oder aus einem meiner Romane. Aber es roch nach Erde und nassem Gras und darunter nach etwas anderem, Süßlichem, das ich nicht einordnen konnte.

Meine Hände bewegten sich von selbst. Ich beugte mich vor und begann, den Rasenschnitt wegzuziehen. Nasse Grashalme, kalt und glitschig.

Darunter kam mehr zum Vorschein.

Ein Arm, eine Schulter, der Ansatz eines Gesichts.

Günther.

Der Name schoss mir durch den Kopf, klar und unwirklich zugleich. Günther Richter, der Kassenwart. Der Mann, der durch die Anlage marschierte, der jedem auf die Finger sah und in seiner Selbstgerechtigkeit jede Regelverletzung notierte.

Jetzt lag er im Kompost, reglos, tot. Mein Magen zog sich zusammen.

Und sein Gesicht ... Es sah irgendwie merkwürdig aus.

Ich zog noch mehr Laub weg und dann sah ich es.

Das Glitzern.

Günthers Haut war bedeckt mit etwas Glänzendem, etwas, das im Morgenlicht funkelte wie tausend winzige Diamanten. Rosa. Ein rosa Schimmer, der sein Gesicht überzog, der an seinem Hals klebte und sich in den Falten seiner Kleidung sammelte.

Er sah aus wie eine groteske Discokugel. Wie etwas, das man vor Jahren auf einer Party als Dekoration verwendet hätte.

Ich wich einen Schritt zurück. Mein Atem ging schneller. Das war kein Traum. Das war real. Günther war tot, im Kompost, bedeckt mit – mit was?

Kalter Schweiß brach mir aus.

Ich tastete nach meinem Handy in der Hosentasche, meine Finger zitterten. Ich musste die Polizei rufen. Das war die einzig richtige Reaktion. Nicht nachdenken, nicht analysieren, einfach nur tun, was getan werden musste.

Die Nummer. Welche Nummer? 110. Natürlich. Ich tippte, hielt das Handy ans Ohr, hörte das Freizeichen.

»Polizeinotruf, was ist Ihr Anliegen?«

Meine Stimme klang fremd, zu ruhig. »Ich ... ich habe eine Leiche gefunden. Im Kleingartenverein Buschwindröschen. Im Gemeinschaftskompost.«

Fragen prasselten auf mich ein. *Wo genau? Sind Sie allein? Haben Sie etwas angefasst?*

Ich antwortete automatisch, gab die Informationen weiter, während mein Blick immer wieder zu Günthers glitzernder Leiche zurückkehrte. Das Rosa schimmerte jetzt heller, weil die Morgensonne sich immer weiter durch die Wolken kämpfte.

»Bleiben Sie, wo Sie sind. Die Kollegen kommen. Achten Sie darauf, dass niemand etwas anfasst.«

Das Gespräch endete. Ich steckte das Handy weg und stand da, allein mit einem stinkenden Kompost – und einer Leiche.

Die Polizei würde kommen. Sie würden Fragen stellen. Sie würden durch die Anlage gehen, durch jede Parzelle, jede Laube. Sie würden alles untersuchen.

Auch mein Gartenhäuschen.

Der Gedanke traf mich mit voller Wucht. Wenn sie das Buschwindröschen durchforsteten, würden sie auch meine Laube durchsuchen. Würden sie entdecken, dass ich dort wohnte? Illegal. Auf jeden Fall würden sie meine Manuskripte finden, meine Recherchematerialien, all die Dinge, die *M. J. Nightshade* von Maya Lindner trennten.

Würde Oma Lore davon erfahren? Oder die anderen Mitglieder des Kleingartenvereins? Womöglich auch Hans, mein bester Freund im Buschwindröschen, der wie alle hier glaubte, ich schreibe harmlose Romane?

Mein Atem ging schneller. Ich versuchte, mich zu beruhigen, rational zu bleiben. Das hier war Totschlag, vielleicht sogar Mord. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie sich Günther selbst mit rosa Gel eingerieben, danach in den Kompost gefallen und dort mit einem natürlichen Tod das Zeitliche gesegnet haben sollte. Die Polizei interessierte sich für den Mörder, nicht für meine kleinen Regelverletzungen. Wahrscheinlich würden sie meine Laube nicht einmal betreten.

Hoffentlich.

Ich zwang mich, wieder zu Günther zu sehen, zu der grotesken Szene vor mir. Wer hatte das getan? Und warum das Gel? Es war bizarr, fast schon demonstrativ. Als wollte jemand eine Botschaft senden.

Mein Blick blieb an dem Rosa hängen. An dem spezifischen Schimmer, der Art, wie es im Licht funkelte.

Und dann nistete sich etwas in meinem Gehirn ein.

Ich kannte es. Rosa mit Silberglitzer. So spezifisch, dass kein Mensch es zweimal erfinden konnte. Eine Flasche in einem kitschigen Herz-Design. Auf meinem Schreibtisch. Zwischen meinen Bleistiften und meinen Notizen.

Und Günther lag damit bedeckt im Kompost.

Kapitel 2

Die Minuten nach meinem Anruf bei der Polizei fühlten sich an, als gehörten sie zum Leben einer anderen Person. Ich stand da, mehrere Schritte vom Kompost entfernt, die Hände tief in den Taschen meiner Shorts vergraben, weil ich fürchtete, sie könnten haltlos zittern. Das rosa Glitzern auf Günthers Haut fing das Morgenlicht ein. Jedes Mal, wenn ich blinzelte, sah ich die Flasche auf meinem Schreibtisch – harmlos und absurd zwischen meinen Notizbüchern und der Kaffeetasse. Trotz der schwülen Luft und der Temperatur, die versprach, wie heiß der Tag wieder werden würde, wünschte ich mir eine Jacke herbei. Nicht nur, um mich zu wärmen, sondern vor allem, um mich darin verstecken zu können.

Das erste Polizeiauto kam nach sieben Minuten. Ich wusste das, weil ich auf mein Handy starrte und zusah, wie die Ziffern wechselten, eine nach der anderen, während ich versuchte, nicht an die Flasche zu denken, nicht an die Frage, ob es Zufall war. Oder etwas anderes.

Zwei Uniformierte stiegen aus, ein Mann und eine Frau, beide mit dem Gesichtsausdruck von Menschen, die schon sehr viele merkwürdige Anrufe an zu vielen Morgen erhalten hatten. Der Mann kam zu mir und stellte die üblichen Fragen: meinen Namen, wann ich die Leiche gefunden und ob ich etwas bemerkt hatte. Ich antwortete mechanisch, hörte meine eigene Stimme wie von weither.

Die Polizistin ging währenddessen zum Kompost. Selbst aus der Entfernung sah ich, wie sich ihre Miene veränderte. Nicht Schock. Professionelle Resignation. Sie griff nach ihrem Funkgerät.

»Wir brauchen die Kriminaltechnik. Und Kommissar Hartmann.«

Weitere Autos folgten. Blaulicht, aber keine Sirenen. Als wollten sie die Morgenstille des Buschwindröschens nicht mehr stören, was jedoch ohnehin schon geschehen war. Männer und Frauen in weißen Anzügen begannen, den Bereich abzusperren. Gelbes Flatterband, das zwischen den Rosensträuchern gespannt wurde wie eine groteske Dekoration.

Die Nachricht verbreitete sich schneller, als die Sonne die Parzellen erwärmte.

Hiltrud war die Erste, die auftauchte. Natürlich. Sie kam den Weg entlang von ihrer Parzelle marschiert, ihre Sandalen hinterließen feste Abdrücke im matschigen Boden. Ihr Gesicht trug bereits den Ausdruck selbstgerechter Empörung, den sie so gut beherrschte.

»Was ist denn hier los?« Ihre Stimme trug weit, zu weit für die frühe Stunde. Ich stöhnte. Nicht mehr lange und wir könnten hier eine Vollversammlung abhalten. »Maya? Was ist passiert?«

Ich öffnete den Mund, aber einer der Polizisten war schneller. »Bitte bleiben Sie hinter der Absperrung.«

Hiltrud ignorierte ihn, kam näher, streckte den Hals, um zum Kompost zu sehen. »Ist das ... ist das Günther?« Ihre Augen wurden groß, aber nicht vor Trauer. Vor etwas anderem. Genugtuung vielleicht. Oder die grimmige Befriedigung, recht gehabt zu haben. Sie hatte schon immer behauptet, mit Günther würde es eines Tages schlimm enden.

»Meine Dame, treten Sie zurück.«

»Ich bin Mitglied dieses Vereins«, sagte Hiltrud scharf. »Ich habe ein Recht zu wissen, was auf unserem Gelände passiert.« Sie wandte sich zu mir. »Du hast ihn gefunden? Im Kompost?« Sie sprach das Wort aus, als wäre es eine zusätzliche Beleidigung. »Das ist vollkommen inakzeptabel. Der Kompost ist für organische Abfälle vorgesehen, nicht für ...«

Genau genommen war Günther organischer Abfall, aber das sagte ich nicht. »Hiltrud.« Meine Stimme klang flacher als beabsichtigt. »Er ist tot.«

»Natürlich ist er tot, das sehe ich auch.« Sie verschränkte die Arme. »Die Frage ist, wer so etwas tut. Und warum.« Ihr Blick glitt über die Szene, registrierte jedes Detail. »Ich habe immer gesagt, dass hier merkwürdige Dinge vorgehen. Nachts, wenn niemand hinschaut. Ich habe Günther erklärt, dass er mehr kontrollieren muss, aber hat er auf mich gehört?«

Noch mehr kontrollieren?, dachte ich, aber auch diesmal hielt ich den Mund. Wenn Hiltrud erst einmal in Fahrt geriet, wäre sie mit nichts mehr zu stoppen. Ich wusste das aus Erfahrung.

Der Polizist wiederholte seine Anweisung, diesmal deutlich schärfer. »Treten Sie zurück. Jetzt. Sofort.«

Hiltrud schnaubte und ging ein paar Schritte weg. Sie blieb jedoch in Hörweite, den Blick fest auf alles gerichtet, was geschah.

Kurt tauchte als Nächster auf, gehetzt und bereits schweißgebadet, obwohl die Temperatur noch im erträglichen Bereich lag. Sein Hemd war schief geknöpft und er hatte vergessen, sich die Haare zu kämmen.

»O Gott, o Gott.« Er kam auf mich zu. Dann stockte er, sah zu den Polizisten, dann zum Kompost. »Das kann nicht sein. Das ist ... Maya, ist das Günther?«

Ich nickte.

»Aber ... wie ... wer ...« Er rieb sich das Gesicht. »Die Presse wird kommen. Es wird in den Zeitungen stehen. Der Verein wird ... O Gott, ich darf gar nicht daran denken, was die Polizei mit den Vereinsunterlagen anstellen wird.«

Selbst jetzt, mit einer Leiche nur wenige Meter entfernt, dachte unser Vereinsvorsitzender an Verwaltung und Reputation.

»Wir müssen das unter Kontrolle bringen«, sagte er, mehr zu sich selbst als zu mir. »Ich muss eine Stellungnahme vorbereiten. Vielleicht sollte ich den gesamten Vorstand einberufen. Oder eine Vollversammlung. Oder – nein, zuerst die Polizei. Ich muss mit der Polizei sprechen. Ich bin der Vorsitzende, ich sollte ...«

»Sie sind der Vereinsvorsitzende?« Die Polizistin, die Kurts Monolog verfolgt hatte, trat heran, das Notizbuch in der Hand.

Kurt nickte eifrig. »Ja, ja. Kurt Meier. Ich leite den Verein seit ...«

»Wir werden mit Ihnen sprechen müssen«, fiel ihm die Polizistin ins Wort. »Wann haben Sie das Opfer zuletzt gesehen?«

Kurt blinzelte, als hätte sie ihn geohrfeigt. »Ich ... Gestern? Nein, ich glaube, vorgestern. Bei einer Sitzung des Vorstands. Da war er ... er war völlig normal.«

Ein weiteres Auto bog auf den Parkplatz ein. Kein Polizeifahrzeug diesmal, sondern ein älterer roter Golf, der mit quietschenden Bremsen anhielt.

Rosemarie stieg aus. Ihre Bewegungen waren hastig und unkontrolliert. Sie hatte sich nicht die Mühe gemacht, sich für die Öffentlichkeit herzurichten. Ihre Haare waren wirr, das Gesicht kaum geschminkt und fleckig, als hätte sie geweint. Oder zumindest versucht, es so aussehen zu lassen.

»Günther!« Ihr Schrei durchschnitt die Morgenluft. »Um Himmels willen, mein Günther!«

Sie rannte auf den Kompost zu, wurde aber von dem Beamten abgefangen.

»Lassen Sie mich! Ich muss zu ihm!«

»Das ist ein Tatort. Sie können da nicht ...«

»Sie verstehen nicht!« Rosemaries Schrei war zu laut für die frühe Stunde und klang trotzdem nicht ganz falsch. Als wäre echter Schmerz durch zu viele Proben gegangen. »Er war ... wir waren ... ich habe ihn geliebt!«

Hiltrud schnappte hörbar nach Luft. Kurt starrte Rosemarie an, den Mund leicht geöffnet.

Nur ich verdrehte die Augen. Jeder, der auch nur einen Funken Empathie in sich besaß, wusste, dass Rosemarie vernarrt in Günther gewesen war. Unerwidert und aus meiner Sicht völlig unverständlich. Aber, nun ja, ich war da wohl etwas voreingenommen.

»Sie kannten das Opfer?« Die Polizistin hatte ihr Notizbuch wieder gezückt.

»Gekannt?« Rosemarie lachte, ein bitteres, scharfes Geräusch. »Wir hatten eine Beziehung. Eine tiefe, bedeutungsvolle ...« Sie brach ab, presste eine Hand vor den Mund, als würde sie gegen Tränen ankämpfen.

Ich beobachtete die Geste, das Timing. Geprüft. Nicht unecht, aber verstärkt. Wie eine Schauspielerin, die ihre beste Szene gab.

»Wir werden auch mit Ihnen sprechen müssen«, erklärte die Polizistin und runzelte die Stirn. »Aber nicht hier. Kommen Sie bitte mit.«

»Maya!« Die Stimme von Hans Krause, meinem Parzellennachbarn und besten Freund im Buschwindröschen, klang warm und rau wie immer. Er kam trotz der Wärme in kariertem Hemd und Cordhose den Weg entlang. In einer Hand eine Thermoskanne, in der anderen zwei Becher. »Du siehst aus, als könntest du das gebrauchen.«

Er reichte mir einen dampfenden Becher. Ich nahm ihn und umklammerte das warme Plastik wie einen Rettungsanker. Dann schnupperte ich vorsichtig und stellte erleichtert fest, dass der Kaffee keinen Zwetschgen Schnaps enthielt, Hans' Allheilmittel für beinahe jede Situation.

Er sah zum Kompost, zum Flatterband, zu den Polizisten in ihren weißen Anzügen. Dann schüttelte er den Kopf. »Also stimmt es. Günther.« Er seufzte. »Hätte nicht gedacht, dass der alte Pedant auf so eine Art abtreten würde. Irgendwie habe ich immer erwartet, dass er bei einer Vereinssitzung an einem Herzinfarkt stirbt, nachdem jemand einen Kassenbeleg falsch ausgefüllt hat.«

»Das sieht nicht nach einem natürlichen Tod aus«, murmelte ich.

»Eben.« Hans nahm einen Schluck aus seinem Becher. »Wer macht denn so was? Im Kompost. Das ist doch ... na ja, kreativ, schätze ich.«

Ich hätte lachen können, wenn nicht alles so surreal gewesen wäre. Hans hatte noch keine Ahnung von der rosa Substanz, von der bizarren Inszenierung.

»Du solltest dich setzen«, sagte er und legte mir kurz eine Hand auf die Schulter. »Du bist kreidebleich.«

Ich nickte, bewegte mich aber nicht. Mein Blick wanderte über die Szene: Hiltrud, die jetzt mit einer anderen Nachbarin tuschelte, beide Gesichter ernst und doch voller schlecht verhüllter Aufregung. Kurt, der verzweifelt versuchte, mit einem Beamten zu sprechen, der ihn weitgehend ignorierte. Rosemarie, die jetzt leise weinte, eine Hand an die Brust gepresst, während die Polizistin Notizen machte.

Der Verein verwandelte sich vor meinen Augen. Aus Trauer wurde Klatsch, aus Schock Spekulation. Sie trauerten um Günther – jeder auf seine Art. Aber sie formten bereits eine Geschichte darum, die sie einander erzählen konnten.

Und ich stand am Rand, beobachtete und starrte auf das Muster, in dem das Gel auf Günthers Haut verteilt worden war. Jemand hatte es aufgetragen. Bewusst. Sorgfältig. Fast ... liebevoll?

Woher kam das Gel?

Das war die falsche Frage.

Die richtige war: Was sollte es bedeuten?

Kapitel 3

Der Kommissar traf zwanzig Minuten später ein, stieg aus einem unauffälligen BMW mit der Art präziser, ökonomischer Bewegungen, die darauf hindeuteten, dass er das alles schon zu oft gemacht hatte. Er war jünger als erwartet, vielleicht Mitte dreißig, mit kurzem hellbraunem Haar und einem Gesicht, das wie geschaffen schien für Skepsis.

Er ging direkt zu den Kriminaltechnikern, sprach leise mit ihnen, nickte, sah zum Kompost. Sein Gesichtsausdruck veränderte sich nicht, als er Günthers glitzernde Leiche sah. Nicht einmal ein Hochziehen der Augenbrauen.

Dann wandte er sich der versammelten Menge zu. Hiltrud, Kurt, Hans, Rosemarie und eine Handvoll anderer Vereinsmitglieder. Alle mit demselben Gesichtsausdruck: einer Mischung aus Entsetzen und schlecht verhohlener Neugier.

»Daniel Hartmann, Kriminalpolizei.« Seine Stimme war klar, ohne eine erkennbare Spur von Emotion. Er nestelte an seiner Hemdtasche und hielt einen Ausweis in die Höhe. »Dies ist nun offiziell ein Tatort. Ich möchte, dass Sie alle hinter der Absperrung bleiben. Niemand betritt diesen Bereich ohne meine ausdrückliche Erlaubnis.«

»Aber das ist unser Vereinsgelände ...«, setzte Kurt an.

Hartmann unterbrach ihn mit einem einzigen Blick. »Es ist vor allem ein Tatort. Wir werden mit jedem von Ihnen einzeln sprechen. Bis dahin bleiben Sie bitte dort, wo Sie sind.«

Hiltrud öffnete den Mund, als wollte sie protestieren, überlegte es sich dann aber anders. Selbst sie schien zu erkennen, dass Hartmann nicht der Typ war, der sich von Schrebergartenvereinslogik beeindrucken ließ.

Der Kommissar kam auf mich zu und mein Puls beschleunigte sich.

»Sie haben ihn gefunden?«

»Ja.« Meine Stimme klang ruhiger, als ich mich fühlte.

»Kommen Sie mit.« Er zog mich ein Stück zur Seite.

Ich folgte ihm, spürte die Blicke der anderen auf meinem Rücken. Hans nickte mir aufmunternd zu. Hiltrud starrte mich mit zusammengekniffenen Augen an, als könnte sie durch bloßes Hinsehen meine Schuld oder Unschuld bestimmen.

Der Kommissar führte mich zu einem leeren Bereich neben einer Parzelle voller Erdbeerpflanzen. Wir standen im Schatten eines großen Apfelbaums, dessen Äste dicht belaubt waren und bereits kleine grüne Früchte trugen.

Er zog ein Notizbuch hervor. »Name?«, fragte er knapp.

»Maya Lindner.«

»Adresse?«

Ich zögerte nur für den Bruchteil einer Sekunde. »Rosenweg 14.«

Oma Lores Adresse. Meine Adresse. Offiziell.

»Beschreiben Sie bitte alles bis ins Detail. Fangen Sie mit dem Grund an, warum Sie zum Kompost gegangen sind.«

Ich erzählte es ihm mechanisch, versuchte, sachlich zu bleiben. Der Biomüll, der Gang zum Kompost. Die Hand. Das Wegziehen des Rasenschnitts.

»Und die Substanz auf der Leiche. Was dachten Sie darüber?«

Mein Herz hämmerte, aber ich zuckte nur mit den Achseln. »Keine Ahnung. Im ersten Moment sah es aus wie ... Gleitgel. Rosa, mit Glitzer.« Ich biss mir auf die Zunge. Wie blöd konnte man sein, ihn direkt mit der Nase darauf zu stoßen?

Hartmann musterte mich. »Sie haben Erfahrung mit solchen Produkten?«

Ich zwang mich, ihm in die Augen zu sehen, auch wenn ich ahnte, dass meine Gesichtsfarbe gerade mit den Erdbeeren neben uns konkurrierte.

»Gelegentlich.«

Sein Blick hielt meinen fest.

Frag nicht weiter, dachte ich. Lass es dabei.

Ich musste zurück in die Laube und nachsehen, ob der Karton noch vollständig war. Solange ich das nicht wusste, wusste ich gar nichts.

Hartmann machte sich eifrig Notizen. »Kannten Sie das Opfer?«

»Natürlich. Günther war der Kassenwart des Buschwindröschens. Wir haben uns immer mal wieder getroffen.«

»Wie war Ihr Verhältnis zu ihm?«

»Neutral.« Ich schluckte. Eine weitere Halbwahrheit. Günther und ich hatten uns weitgehend ignoriert. Zwei Menschen, die nebeneinander lebten und sich die meiste Zeit aus dem Weg gingen. Zumindest von meiner Seite aus. Günther hätte das vermutlich anders kommentiert. Aber Günther war ... tot.

»Haben Sie bemerkt, ob jemand Probleme mit ihm hatte?«

Ich dachte an Hiltrud, an ihre lautstarken Beschwerden über Kompost und Ruhezeiten. An Kurts nervöse Angst vor Prüfungen der Verwaltungsbuchhaltung. An Rosemaries bizarre Behauptung einer Liebesbeziehung, die echt sein konnte oder nur Wunschdenken.

»Es gab Spannungen«, sagte ich langsam. »Der Verein ist eine kleine Gemeinschaft. Menschen haben Meinungsverschiedenheiten, besonders wenn sie auf engem Raum miteinander auskommen müssen.«

»Haben Sie Namen für mich?«

Hatte ich das? Der Kommissar würde es früher oder später sowieso erfahren. »Hiltrud Weber hatte manchmal Streit mit ihm. Über Regeln, Ordnung, solche Dinge.«

Hartmann notierte sich den Namen. »Sonst noch jemand?«

»Kurt, unser Vereinsvorsitzender, wirkte manchmal gestresst, wenn es um Kassenangelegenheiten ging. Aber das ist normal, denke ich. Verwaltungskram.«

»Und die Frau, die behauptet, eine Beziehung mit ihm gehabt zu haben?«
»Rosemarie.« Ich zögerte. »Offiziell waren sie nicht zusammen. Aber Günther war ... diskret. Es würde mich nicht wundern, wenn er Dinge für sich behielt.«

Kommissar Hartmann sah mich scharf an. »Sie scheinen sich mit den Dynamiken ja gut auszukennen.«

»Ich beobachte gern.« Die Worte rutschten heraus, bevor ich sie stoppen konnte.

»Schriftstellerin, richtig?« Er blätterte durch seine Notizen. »Einer der Beamten erwähnte, dass jemand sagte, Sie schreiben Bücher.«

Mein Atem stockte. »Schon, ja.«

»Welche Art von Büchern?« Hartmann sah auf, als interessiere ihn das wirklich.

»Liebesromane. Fantasy. Abenteuergeschichten.« *Bleib dicht bei der Wahrheit.*

Er nickte und schien das Thema abzuhaken. »Haben Sie heute Nacht etwas Ungewöhnliches gehört oder gesehen?«

War das eine Falle? »Ich habe geschlafen, bin aber immer mal wieder aufgewacht, weil ich das Gewitter gehört habe. Als ich am frühen Morgen in der Laube eintraf, stank der Biomüll«, sagte ich vorsichtig. »Ich hatte ihn gestern vergessen, deshalb ging ich als Erstes zum Kompost.«

»Wo haben Sie geschlafen?«

Die Frage traf mich wie ein Schlag. »Wie bitte?«

»Sie sagten, Sie haben geschlafen. Zu Hause, nehme ich an? Im Rosenweg?«

»Ja. Natürlich.« Diese Lüge fühlte sich größer an. Mit einer Halbwahrheit kam ich diesmal nicht durch.

Hartmann klappte sein Notizbuch zu. Seine Mundwinkel verzogen sich zu etwas, das man mit viel Fantasie ein Lächeln nennen konnte. »Danke, Frau Lindner. Bleiben Sie bitte erreichbar. Wir werden weitere Fragen haben.«

»Natürlich.«

Er wandte sich ab, ging zurück zu den Kriminaltechnikern, und ich stand da, allein unter dem Apfelbaum. Langsam und nachdenklich sah ich mich um.

Die anwesenden Vereinsmitglieder wurden einzeln aufgerufen. Kurt hatte der Polizei unser kleines Vereinshäuschen aufgeschlossen, das sich in Windeseile in eine Art mobile Einsatzzentrale verwandelte.

Hiltrud marschierte aufrecht und mit einem wichtigen Gesichtsausdruck davon. Selbst aus der Entfernung sah ich, wie Kurt schwitzte, während er befragt wurde. Rosemarie gestikulierte wild, ihre Tränen wirkten real oder zumindest perfekt inszeniert.

Kommissar Hartmann bewegte sich mit professioneller Distanz durch die Gruppe. Aber ich war mir sicher, dass er den Verein nicht als das erkannte, was er war – ein Netz aus Beziehungen, Geheimnissen, kleinen Racheakten und stiller Eifersucht. Für ihn waren es nur Zeugen, Verdächtige, Namen

auf einer Liste.

Ich hingegen sah die Muster. Sah, wie Hiltrud Hartmann beobachtete, als könnte sie durch bloße Willenskraft seine Ermittlung lenken. Sah, wie Kurt immer wieder zum Kompost schaute, nicht mit Trauer, sondern eher mit Angst vor den Konsequenzen. Sah, wie andere Nachbarn in kleinen Grüppchen beieinanderstanden, die Köpfe zusammengesteckt, und bereits Theorien bildeten.

Günther war noch keinen halben Tag tot und sein Vermächtnis war bereits Klatsch und Tratsch.

Ich ging ein paar Schritte zurück, bis ich am Rand des Geschehens stand, halb verborgen hinter einem Jasminstrauch. Von hier aus konnte ich alles sehen: den Kompost, die Polizisten, das Vereinshäuschen, die Nachbarn.

Und Günther, der langsam unter der weißen Abdeckung verschwand, als die Kriminaltechniker ihre Arbeit begannen.

Das rosa Glitzergel.

Meine Gedanken kehrten immer wieder dorthin zurück. Zur spezifischen Art, wie es das Licht einfing. Zum Muster, wie es auf Günthers Haut verteilt war. Großzügig, verschwenderisch, als hätte jemand mehr als genug davon gehabt.

Ich dachte an den Karton in meiner Laube, an die Flasche auf meinem Schreibtisch. An die Möglichkeit, dass jemand eins der Fläschchen genommen und benutzt hatte.

Aber wer? Und wann?

Die Laube war fast immer abgeschlossen. Ich hatte zu viele Geheimnisse, konnte nicht riskieren, dass jemand sie entdeckte. Aber im Grunde war das Buschwindröschen ein sicherer Ort.

Und trotzdem ... Jemand könnte sich bei einer günstigen Gelegenheit umgesehen, ein paar Fläschchen mitgenommen haben. Wie lange war es her, seit ich in den Karton geschaut hatte?

Ich musste nachsehen. Musste zurück in die Laube, bevor die Polizei beschloss, das gesamte Gelände zu durchsuchen.

Aber ich konnte nicht. Nicht jetzt, nicht mit Hartmann und seinen Leuten überall. Jede Bewegung würde beobachtet werden.

Ich stand da, gefangen zwischen Angst und Notwendigkeit, und beobachtete, wie die Sonne immer höher stieg, wie sich die Schatten der Nacht zurückzogen, während Günthers Leiche noch immer im Kompost lag.

Günther war tot, das Gel war ziemlich sicher meins, und der Tag hatte gerade erst angefangen.

Kapitel 4

Ich hatte gerade beschlossen, dass die Situation unmöglich noch absurder werden konnte, als ich das Knattern eines Auspuffs hörte. Zweifellos kam es von Oma Lores hellgrauem Opel. Keine Ahnung, warum sie die paar Meter von ihrem Reihenhäuschen bis zum Tor nicht zu Fuß ging. Sie benutzte immer die Ausrede, sie habe etwas zu transportieren. Aber das war, was es war – eine Ausrede. Wobei ich ihren Wagen tatsächlich regelmäßig lieh, da ich kein eigenes Auto besaß. Insofern vielleicht doch keine.

Oma Lore stieg aus wie eine Königin, trat eilig durch das offenstehende Gar-

tentor und ließ ihren Blick schweifen, als inspizierte sie ein Schlachtfeld: aufrecht, energiegeladen, mit ihrer großen Handtasche über dem Arm und einem Gesichtsausdruck, der keinen Widerspruch duldete.

Mein Magen verkrampfte sich.

Sie trug trotz der Wärme eine leichte Strickjacke und die flachen Wanderschuhe, die sie ihre Ermittlungsschuhe nannte, seit sie vor drei Jahren eine Krimidokumentation über Spurensicherung gesehen hatte. Ihr Haar war frisch frisiert. Sie hatte sich die Zeit genommen, sich vorzubereiten. Das war kein spontaner Besuch. Das war eine Mission.

»Moment! Sie können da nicht ...«, begann einer der uniformierten Polizisten, aber meine Oma marschierte bereits am Flatterband vorbei, duckte sich darunter hindurch mit einer Geschmeidigkeit, die man einer Vierundsiebzighjährigen nicht zutrauen würde. Ein kurzer Blick auf den Tatort, der nun komplett vom Zelt der Spurensicherung verdeckt wurde. Ein missbilligendes Schnalzen, dann sah sie sich suchend um. Als sie mich entdeckte, trat sie den Rückweg an und kam mit ausgebreiteten Armen auf mich zu.

Das alles unter den Augen der anwesenden Polizisten, die ihr mit offenem Mund hinterherstarrten.

»Maya! Kind!« Ehe ich reagieren konnte, hatte sie mich in eine feste Umarmung gezogen. Sie roch nach Lavendel und Kaffee, vertraut und gleichzeitig völlig fehl am Platz zwischen Polizeibeamten und Kriminaltechnikern.

»Oma, was ...«

»Hans hat mich angerufen.« Sie ließ mich los, hielt mich aber an den Schultern fest und musterte mein Gesicht mit scharfem Blick. »Ein Mordfall im Buschwindröschen. Da war mir sofort klar, dass du hier sein würdest. Und dass es nicht gut aussieht.«

»Liebe Frau, Sie können nicht einfach unsere Absperrung ignorieren. Dies ist ein Tatort!«, sagte ein besonders wagemutiger Polizist mit fester Stimme.

Oma Lore wandte sich zu ihm. Ihr Gesichtsausdruck wechselte von Besorgnis zu Autorität. »Junger Mann, ich bin Eleonore Lindner. Das hier ist meine Enkelin. Sie hat die Leiche gefunden, richtig? Dann braucht sie Unterstützung. Familie. Das wird Ihr Chef sicher verstehen.«

Der Polizist öffnete den Mund und schloss ihn wieder. Oma Lore hatte diese Wirkung auf Menschen. Eine Mischung aus Großmutter-Charme und unbeugsamer Willenskraft, die Widerspruch zwecklos machte.

»Okay, bleiben Sie bei Ihrer Enkelin«, brummte er schließlich. »Aber halten Sie sich vom abgesperrten Bereich fern. Und berühren Sie nichts.«

»Natürlich nicht.« Oma Lore nickte würdevoll, wartete, bis er außer Hörweite war, dann drehte sie sich zum Kompost. Ihr Blick wurde scharf und fokussiert. »Hm, also Günther. Im Kompost.«

»Das hier ist keiner deiner Krimis, das ist echt. Du solltest nicht ...«

»Wie lag er da?«, ignorierte sie meine Worte. »Erzähl mir genau, was du gesehen hast.«

Ich zögerte. Ein Teil von mir wollte sie wegschicken, sie vor dieser grotesken Szene schützen. Aber ein anderer Teil wusste, dass das sinnlos war. Oma Lore war hier und sie würde nicht gehen, bis sie bekommen hatte, was sie wollte.

»Er lag unter Rasenschnitt und Gartenabfällen«, sagte ich leise. »Nur die Hand ragte heraus.«

»Versteckt?«

Ich zuckte die Achseln. »Nicht so richtig.« Wenn jemand die Leiche völlig verbergen wollte, warum hätte er Günther dann mit all dem Glitzer bedecken sollen? Mir wurde unbehaglich bei dem Gedanken daran, welchen Grund es vielleicht noch dafür geben konnte.

Oma Lore nickte langsam, ihre Augen wanderten über die Szene. Sie ging ein paar Schritte näher heran, so nah, wie das Absperrband es erlaubte, und studierte den Kompost aus der Entfernung. Die Kriminaltechniker hatten Günthers Körper noch nicht entfernt, unter der weißen Plane sah man noch die Umrisse.

»Der Kompost«, murmelte meine Oma. »Das ist interessant. Warum der Kompost?«

»Vielleicht weil er einfach da war?« Ich klang defensiver als beabsichtigt.

Weiter geht es hier:

[Zum Buch bei Amazon \(Klick\)](#)

Der Tote im Kompost

Mord im Buschwindröschen

Der erste Fall für Maya und Oma Lore

Website: www.CorrieMeissner.de

